

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **108 (1982)**

Heft 30

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ilse Frank

Schöne, neue Welt

Er ist unser meistgehätschelter Mitarbeiter – gleichzeitig aber der meistgehasste. Dauernd bemüht sich eine Minderheit um seine störungsfreie Existenz, dauernd wünscht ihm die Mehrheit ein frühes Ende ... Anton, so nenne ich den relativ Neuen, soll uns, wird uns. – Er tut's!

Der Kollege zeigt Überlegenheit, Stärke. Wickelt seine Geschäfte mit unbestechlicher Logik ab. Wirkt so widerlich unfehlbar, dass wir in seiner Gegenwart, beim Beobachten der diffizilen Tätigkeiten, zu Stümpfern schrumpfen. Keiner von uns fühlt sich Anton in allen Belangen gewachsen.

Dabei ist Anton eine gedrungene Erscheinung. In ihm haben sich sämtliche verblüffenden Fähigkeiten auf kleinstem Raum konzentriert. Das macht die Lage für uns nicht einfacher. Im Gegenteil. «Je länger, desto dümmer!» schelten wir uns heimlich.

Anton darf von unseren Minderwertigkeitskomplexen nichts erfahren. Er springt ohnehin nach Lust und Laune mit uns um. Gibt Befehle, denen wir ausnahmslos gehorchen. Bei Vorgesetzten bekommt Anton nämlich immer recht. Er scheint über alle Zweifel, mit denen Prokuristen und Direktoren uns verfolgen, erhaben. Anton ist unmenschlich: von jeder Irrung weit entfernt.

Anton – der Computer. Das Bildschirmgerät, an dem zu schufteten, vor dem zu verzweifeln wir verdammt sind, bis dass die Kündigung uns scheidet.

Ich habe Anton bei seinem Auftauchen schon abgelehnt, traute ihm gleich nicht über den Kabelweg. Doch die Männer gaben sich begeistert und beschimpften mich als rückständige, typisch weiblich-versponnene Gestalt, die, wenn sie mit Technik nichts anzufangen wisse, besser Radio, Taschenrechner und Pultlampe aus dem Fenster werfe.

Solch einleuchtenden Argumenten beugte ich mich. Ich zog mich zurück, wartete den Lauf der Dinge ab und plante, später mit dem Geheul: «Da habt ihr's!» aufzutrumpfen.

Lange musste ich nicht an mich halten. Nachdem die Männer Anton spielerisch erprobt hatten, schritten sie zu ernsthaften Taten. Sie trachteten, den Querkopf für spezielle Zwecke – zu Nutz und Frommen der reibungslosen, windeseiligen Satzübermittlung – zu gebrauchen. Doch als sie sich intensiv mit Anton beschäftigten, geriet einer nach dem andern ins Schwitzen, ins Grübeln, ins Fluchen: «Warum, zum dreimal vermaledeiten Edison, macht der Affenkasten diese Schaltung und nicht jene Korrektur?»

Die Götter wussten es. – Sie schwiegen. Ich schwieg auch. Vorläufig. Hörte mir die Verzweiflungsausbrüche im Computerraum an, nährte meine Schadenfreude.

Dieses unfeine Verhalten rächte sich bitter. Als die Einführungsreihe an mir war, bockte Anton dergestalt, dass die Kapricen eines störrischen Esels dagegen wie Demutkundgebungen gewirkt hätten. Anton verweigerte mir seine Dienste. Konnte beim besten programmierten Willen nicht mit einer Frau harmonieren. Spottete all meiner Eingebungen. Brach brüsk sämtliche Verbindungen zum Hauptsystem ab. Signalisierte «falsches Kommando» oder «error job» oder «line not available». Reklamierte auf deutsch, auf englisch – immer in Grossbuchstaben.

Meine Leidensgenossen wagten nicht, die Schwierigkeiten mit Anton allein femininer Schwäche zuzuschreiben: Sie wähten sich selbst keineswegs souverän, hielten sich nur für besonnener als mich. Einer meiner Freunde versteckte den Redaktionshammer, um mich nicht in zerstörerische Versuchung zu führen.

Dabei wollte ich Anton gar nicht mit Gewalt, sondern mit Tücke beikommen. Ich erkundigte mich hinterrücks bei Fachleuten nach Tricks und Kniffen, war wild entschlossen, die Teufelsmaschine zu überlisten. Es gelang mir ebenso wenig wie meinen ehemals fortschrittsgläubigen Mitstreitern.

Anton machte und macht weiterhin, was ihm beliebt. Schaltet, waltet, wie es ihm gefällt. Bleibt befristet im Einsatz. Ob sich bei uns die Manuskripte stapeln, ob die Druckerei auf Termine pocht oder die Graphik nach Textspalten schreit – was kümmert das Anton? Im jeweils ungünstigsten Moment gibt er sich gestresst, blinkt provozierend giftgrün in unsere angstgeweiteten Augen, löscht die blutroten Übermitt-

lungslichtlein – und pflegt der Ruhe.

Für uns fängt der Stress dadurch erst eigentlich an. Glücklicherweise stehen uns noch konventionelle Hilfsmittel zur Verfügung. Wir reaktivieren die Schreibmaschinen, fassen leicht vergilbte Makulaturblätter, hantieren wie in den guten, alten Zeiten und leben zufrieden, ja froh, wüssten wir, dass Anton den Quälgeist definitiv aufgegeben hat. Doch der wartet nur darauf, uns weitere Schnippchen zu schlagen.

Anton erweist sich plötzlich wieder als willig, und wir müssen rennen, retten, auf Kommando Kommandi plazieren, Knöpfe drücken, Tasten kitzeln, Signale deuten, Codes enträtseln.

Anton ist der Herr. Wir dienen ihm als Knechte. Entwickeln uns von Monatslöhnern zu Jahresklönern. Bis, eines fernen Tages, vielleicht unsere Enkel als Elekttronenmeister vom Himmel fallen.



Viel zu kompliziert

Hausfrau sein ist ein schöner Beruf. Klar: Die Arbeit muss getan werden, das Essen sollte zur Zeit auf dem Tisch stehen, die Wäsche sauber sein etc. Aber das Allerbeste an unserer Tätigkeit ist doch, dass wir sie uns einteilen können. Kein Chef schaut missbilligend, wenn wir eine Pause einlegen, die Zeitung oder ein gutes Buch lesen.

Und doch habe ich es immer wieder erlebt, dass Hausfrauen (nicht berufstätige) heillos unflexibel waren. Wie ich das meine?

Ich habe es mir angewöhnt, seit die Kinder grösser geworden sind und das Mami nicht mehr auf Abruf bereitstehen muss, für unerwartete Telefonanrufe meiner Freundinnen oder guten Bekannten sowie deren spontane Einladungen offen zu sein.

Kürzlich rief mich eine Frau an und fragte, ob ich am Nachmittag mit ihr Erdbeeren pflücken käme. Eigentlich hatte ich Wäsche eingespitzt und mir vorgenommen,

zu bügeln. Ich ging trotzdem auf die unerwartete Einladung ein und habe es nicht bereut. Wir verbrachten einen uргemütlichen Nachmittag zusammen, konnten während des Pflückens lustig miteinander plaudern, gingen nachher noch einen Kaffee trinken, und als am Abend die Familie heimkehrte, fand sie eine total aufgestellte Mutter, die ein paar erholsame Stunden verbracht und erst noch einen ganzen Korb günstiger Erdbeeren mitgebracht hatte. Die eingespritzte Wäsche, ob Sie es glauben oder nicht, war mir nicht davongelaufen und wartete in einem feuchten Handtuch brav auf den nächsten Tag, um geglättet zu werden.

Dies ist nur ein Beispiel. Wie oft ist es mir passiert, dass es auf meinen Telefonanruf hiess: «Du, ich kann nicht, ich muss putzen, Fensterscheiben polieren, flicken ...» und was der schönen Zwänge mehr sind. Dabei schien die Sonne, das Wetter war herrlich – und alles dazu angetan, die freien Stunden zu genießen, an-

statt allein im Haus oder in der Wohnung zu fuhrwerken.

Freundinnen und gute Bekannte schafft man sich nicht erst im Alter, sondern einige Jahre früher. Daran sollten die tüchtigen Hausfrauen denken. Ich möchte nochmals ausdrücklich betonen, dass es sich um Frauen handelt, deren Kinder teils schon ausgeflogen oder in höheren Schulen sind.

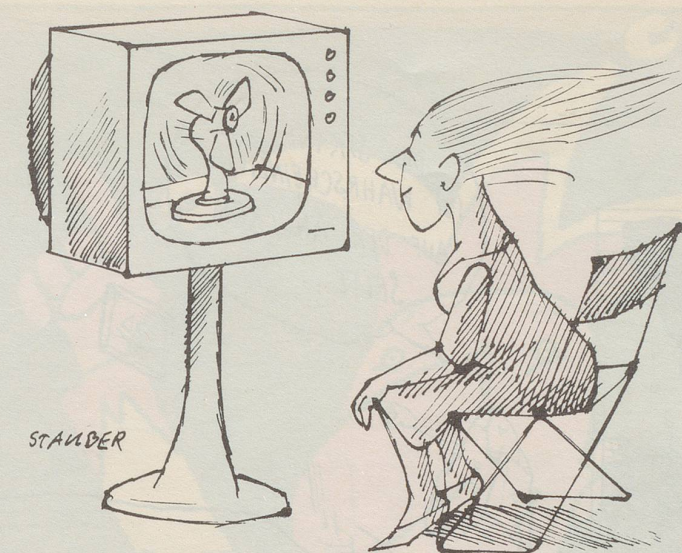
Wir sollten auf unvorhergesehene Einladungen oder Aufforderungen viel spontaner und unkomplizierter reagieren und weniger verknorzt sein. Das brächte viel Freude und Zufriedenheit in unser Leben, wovon letzten Endes auch unsere Lieben profitierten.

Hanni

Der Hund und der Rabe

Ich gehöre zu den Müttern, die zuerst schwach protestieren, sich dann aber mehr oder weniger hingebungsvoll den Haustieren widmen, die sich die Sprösslinge so sehr gewünscht haben. David brachte letzte Woche einen ganz jungen, mehrheitlich nackten und ständig nach Futter krächzenden Vogel heim. «Die Aufzucht ist problemlos», sagte unser Jungster, der tagsüber kaum mehr zu Hause weilt. «Du gibst ihm hie und da einen Wurm; mehr braucht er nicht.» Ohne mit zoologischen Kenntnissen prahlen zu wollen: Ich weiss, dass der Wurm ein nützliches Tier ist, ferner unter dem Boden lebt und die Erde umgräbt. Dort soll er bleiben. Jetzt aber hat David die Erde umgegraben und eine stattliche Anzahl der Kriecher in ein Konfiglas befördert. Hier sind sie nun, und ausgerechnet ich muss sie in den weit aufgerissenen Vogelschnabel stopfen! Die Würmer tun mir leid, der Vogel tut es auch, und ich bedaure mich am allermeisten. Gäbe es eine Überwindungsmedaille – ich hätte sie wahrhaftig verdient!

«Bestimmend» in unserem Haus ist der junge Rauhhaardakel Virus – geliebt, verwöhnt, mit unschuldigem Kinderblick und ausgeprägtem Jagdinstinkt. Natürlich duldet er keinen Rivalen und ist somit von einer Idee besessen: das Flattergeschöpf zu besiegen – was ihm aber nicht gelingt. Unglücklich, getrieben von schmerzlicher Eifersucht, fürchterlich leidend verbringt er nun seine Tage auf der Schwelle des Zimmers, in dem sein Widersacher haust. Laut heulend wie ein verletzter Wolf, dann wieder wild an der Tür kratzend, bittet er um Einfluss, den ich ihm hie und da, schon um die Türe zu retten, gewähre. Der Jungvogel in



der Schachtel auf dem Tisch kräht vergnügt, Virus verführt meterhohe Sprünge, um den Feind zu erreichen, um, nachdem es ihm nicht gelingt, ein herumliegendes Wäschestück oder einen Schuh zu zerfetzen. – Rache muss sein!

All unser liebevolles Zureden fruchtet nichts, allmählich fürchten wir um Virus' Gesundheit. Stundenlange Spaziergänge vermögen ihn zwar abzulenken, doch gewinnt er dabei neue Kraft für den täglichen Kampf ums Alleinsein. Gemach, mein Freund: Bald ist das Ziel erreicht, wenn auch nicht unbedingt auf die von dir gewünschte Art. In spätestens drei Wochen wird der nimmersatte Rabe sein Schachtelnest verlassen, um sich unter seinesgleichen zu tummeln. Dann ist die Welt für dich wieder in Ordnung...

Vreneli

Blick zurück ...

Kürzlich hörte ich, wie sich im Zug zwei Herren unterhielten. Als der Satz fiel: «Heute kann jedes Bureföifi Auto fahren», mischte ich mich ins Gespräch ein und erklärte den Herren, was ein «Bureföifi» ist.

Im achtzehnten Jahrhundert hat ein Vogt auf der Burg Regensberg, zusammen mit seiner Base, die Wehtalertracht kreiert. Dieser Vogt ärgerte sich, weil die Bauersfrauen und Bauerntöchter im Wehtal eher in Lumpen als anständig gekleidet umhergingen. Er befahl, dass mehr Flachs angepflanzt und davon Leinen gesponnen werde. Ich besitze ein Trachtenhemd aus Grossmutter's Aussteuer, das aus Zwilch gewoben, sehr schwer und etwa 150 Jahre alt ist. Dieses Hemd wurde noch nie getragen!

Seit ihrer Einführung hat die Wehtalertracht verschiedene Änderungen erfahren. Mit der Zeit kam der Wunsch auf, dass

die verheirateten und die ledigen Töchter an der Tracht zu unterscheiden seien. So wurde auf den Rücken des Oberteils der Tracht einer Ledigen mit schön gestickten Bändern eine römische Fünf genäht.

Früher war es üblich, dass die jungen Bauerntöchter während des Winters, wenn zu Hause weniger Arbeit anfiel, in die Stadt gingen, um bei Herrschaften zu dienen und für ihren Haushalt einiges zu lernen. Einem pfiffigen Studenten in der Stadt fiel auf, dass die ledigen Bauerntöchter auf dem Rücken ihrer Tracht eine römische Fünf trugen, und so ist das Wort «Bureföifi» entstanden. Damals hatte das Wort keinen abschätzigen Sinn. Heute gilt der Ausdruck «Bureföifi» fälschlicherweise einem Mädchen, das ein wenig unbeholfen ist.

Wir hatten eine Verwandte, die um die Jahrhundertwende als «Bureföifi» in die Stadt ging, in einem noblen Haushalt zu dienen. Sie wurde später die Frau eines Advokaten; denn der Sohn der Herrschaften verliebte sich in sie. Aus der Mitgift des «Bureföifi» konnte der Mann eine Liegenschaft in Zürich kaufen ...

Heute gehen keine Bauerntöchter mehr in die Stadt, um zu «dienen», sondern sie erlernen einen Beruf. Aber als ich jung war, dienten noch Bauerntöchter in der Stadt. Als eine Freundin aus der Stadt einmal zu mir sagte: «Nun haben wir ein gutes Bureföifi, das arbeiten kann», wurde ich sehr böse ob dieser Bezeichnung. Die Freundschaft zerbrach. Ich war schliesslich auch ein Bureföifi – nur trug ich keine Tracht. Das war im Jahre 1923.

Rosel Luginbühl

Impressionen

Drei blanke Marmorstufen führen zur gläsernen Eingangstüre, die von zwei Glasscheiben flankiert wird, so dass man beim

Nähertreten das Gefühl bekommt, in ein anonymes Nichts aufgenommen zu werden. Die Tür schiebt sich lautlos zur Seite, leise Stimmenklänge schweben mir entgegen; sie sind so gedämpft, dass kein Wort konkret wird. Der zur Schaffung einer hervorragenden Akustik technisch perfekt angelegte Fussboden zieht einem das Wort aus dem Mund und verschluckt es.

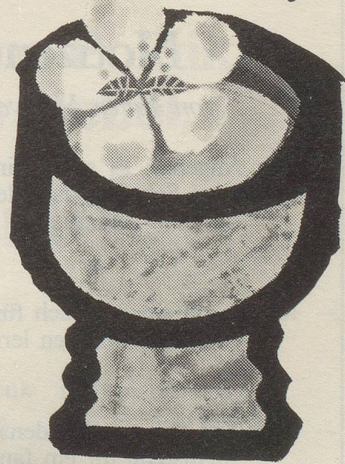
In der Eingangshalle steht eine Gruppe von Tischchen und Stühlen, die so «menschlich» anmuten, dass sie fehl am Platz zu sein scheinen; sie würden beinahe zum Kaffeetrinken einladen, wenn nicht der durchdringende Geruch von Hygiene in der Luft läge, der einem den Kaffeedampf, den imaginären, weit entrückt.

Mein Blick fällt nochmals auf Glasscheiben, auf Leute, die davorstehen, hindurchschauen, auf die andere Seite. Ob sie wohl ein Neugeborenes im Stahlbettchen zu erspähen versuchen? Kaum; denn ab und zu schrecken sie vor Wasserspritzern zurück, die sie aber nicht erreichen ... Glas schirmt sie ab.

Ich stehe ratlos, schaue um mich, weiss nicht weiter; ein Chirurg kommt auf mich zu, will mir helfen, mich zurechtzufinden; er trägt keine Maske, sondern kurze, weisse Hosen und ein kurzärmeliges T-Shirt. Auf der Brusttasche steht geschrieben: Hallenbad.

Eva Vadilonga

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet